

## Im besseren Jenseits.

Meine Cousine Zolan schrieb mir einen kurzen, freundschaftlichen Brief von elf Seiten. Sie schilderte mir eingehend die musikalischen Feinheiten einer „Freischütz“-Aufführung im Stadttheater und berichtete mir unter Anführung zahlreicher Beispiele von der außerordentlichen Begabung ihrer drei Sprößlinge für die schönen Künste und Wissenschaften. In der dritten Nachschrift aber, quer über den Bogen geschrieben, hieß es: „Also sei fesch und komm recht bald zu uns.“

Wie war ein Mensch bereiter, fesch zu sein, als ich. Die Nachschrift war noch kaum entziffert, als ich auch schon am Telefon stand, den Rat der Sachverständigen über die Beschaffung eines Willetts einzuholen. Sie empfahlen mir die Versorgung eines amtsärztlichen Zeugnisses, sie rieten mir, einen Dienstmann für zwölf Stunden in meinen Sold zu nehmen, den Portier durch ewiger Verträge Nacht zu binden, und jeder schloß mit der Versicherung, daß es sehr schwer sein würde. Dann wendete ich mich an minder sachmännisch geschulte Kräfte, und die wiesen mich an jene Frau, die in den entlegenen Räumen des Bahnhofes ihres hohen Amtes waltet. Mit entzückender Selbstverständlichkeit zog sie aus den geräumigen Taschen einer geräumigen Schürze drei Fahrkarten zur Auswahl hervor und quittierte mit einem dankbaren Nicken die rotgedruckte „Empfehlungskarte“, die meine unverständlichen Sachverständigen mich abzugeben geheißen hatten.

In drei Stunden bin ich an Ort und Stelle und werde statt wie bisher von den Nutzfäden und Körben der Mitreisenden von den ärztlichen Händen meiner Cousine und der übrigen Familie geknetet. Mit Wollust atme ich die balsamische Luft des besseren Jenseits ein. Es ist dort kaum staubiger als im Wirtelbrater an einem heißen Julisonntag. In majestätischem Buge wackeln wir durch die Straßen. Man beeilt sich, mir die Notabilitäten der Stadt zu zeigen und mich mit allerhand Erzählungen bekannt zu machen. Aber mein Blick gilt nur den Dessertessensaläden. Salami meines Herzens, wo weilst du?

Das Mittagessen ist ein Traum aus einer besseren Welt. „Mußt du schon entschuldigen,“ jagt der Hausherr, der den gefährlichen Namen Lajos führt, der, wie immer man ihn ausspricht, einen Sturm des Entzückens hervorruft. „mußt du schon, bitte, entschuldigen, aber ist nur ganz einfache Mittagessen. Salt wie in Familie.“ Mir gehen die Augen über vor Rührung über das traute Wiedersehen mit meinem geliebten Verwandten, mit den Wiener Schnitzeln und dem Krautstrudel. Eine leise Andeutung meines Seelenzustandes erregt einen Wirbelwind der Entrüstung. Alle Damen sprechen zugleich, und alle versichern, daß man in der Stadt nichts, aber, bitte, gar nichts bekommt. Schlechter verjorat als sie könnte man schon nicht mehr sein. Es ist nur ein Zufall, wenn ihr Tisch etwas besser bestellt ist, das kommt nur daher, weil Lajos (sprich: Dojoch mit einem dumpfen, gurgelnden „o“) zufälligerweise Beziehungen hat mit... Dann wird allmählich das ganze Geheimnis der Verproviantierung vor mir entschleiert. Die köstliche dicke Milch? O, nichts einfacher als das. Die Köchin hat eine Schwester, eine richtige, vertrauenerweckende Slowakin mit vierzehn Köden und Nöhrenstiefeln, die zu dieser effektvollen Kleidung durchaus eine kirchliche Seidenbluse benötigte. Da von seiten der Familie diesem Bedürfnis Rechnung getragen wurde, ist sie von ewiger, mindestens ein Vierteljahr während der Dankbarkeit erfüllt und liefert willig und

selbstverständlich gegen sehr gute Bezahlung Milch, Eier, mitunter auch Butter. Das reichlich verwendete Fett ist ein Erfolgs der flugen Stiefelpolitik, die der Hausherr befolgt hat. Ebenso einfach erklärt sich das märchenhafte Auftauchen aller übrigen Herrlichkeiten. Es ist immer ein Zufall, daß man sich dieses oder jenes verschaffen kann. Und es ist ein besonders angenehmer Zufall, daß sämtliche Familienmitglieder es sich verschaffen können. Wer wollte aber über solche merkwürdige Zusammenreffen lange nachdenken? „Nütze den Tag“ hat ein kluger Römer gesagt, der wahrscheinlich auch nicht besser zu Mittag gespeist hat als ich im Kreise meiner ungarischen Verwandten.

Der fröhliche Auftakt hatte nicht zu viel verheizen. Ungetriebenes Familienalltag mit Marillenrödeln, Zuderebsen, Schweinsbraten und allen übrigen Idealen der Kulturwelt ward mir zuteil. Dafür mußte ich einerseits in den Nebel über die herbortragenden Talente von Eriska, Jend, Mariska, Pipa und wie der hoffnungswolle Nachwuchs sonst noch heißen mochte, einstimmen, andererseits die Klagen über die schlechte Lebensmittelversorgung mit ernstem, teilnehmendem Nicken quittieren. Auch nannten mich besagte jugendliche Genies „Neni“ und sprachen von meinem Mann als „Doktor-Batschi“. Außerdem spielten sie Klavier. Wer sonst war alles Freude und Herrlichkeit. Ich bekam zu essen, was Herz und Magen begehrte, und wenn ich Mengen vertilgt hatte, die einem fleißigen Drecker alle Ehre gemacht hätten, so frug man mich besorgt, ob ich immer an Appetitlosigkeit leide, und Tante Elise brachte eifertig einen kleinen Hauslikör, der einen geschwächten Magen in Ordnung bringen sollte. Worauf sie mir „zur Anregung“ noch selbst eingelegte Kumpfrüchte und gefüllte Paprika servieren ließ.

Der Nachmittag war der Geselligkeit gewidmet. Denn in jenen aegideten Gegenden gibt es noch etwas, was einem „Tee“ ähnlich sieht. Bei allen diesen gemütlichen Zusammenkünften bekam ich Kochrezepte zuteil. Nicht Kochrezepte, wie man sie bei uns jetzt hört, nach denen man aus Tüchtigkeit, Reibhand, Phantastie und Peterzilie einen Bunning backt, sondern Kochrezepte, die von rot-weiß-rottem Wohlstand strotzen. Sprach ich harmlos von Heidelbeeren, so bedeutete mir Zolan feierlich, sie werde mich über die einzia wahre Behandlung dieser Früchte belehren. Man müsse Zucker gut „spinnen“ lassen und ganz fest einfochen, dann mit süßem Obers, mit recht viel süßem Obers („Schmetten“ sagte die Brave) verrühren und mit Dampfnudeln zu Tisch geben. „Dann wird sie dir niemand zurückweisen.“ schließt sie triumphierend. Ich glaube ihr. „Gurkensalat, meine Liebe,“ spricht Tante Margit bedeutsam, „Gurkensalat kann man in Wien nicht bereiten. Dazu mußt du Rahm nehmen, diesen sauren Rahm. Verlaß dich auf mich, mein Kind, ich bin eine alte Frau.“ Ich glaube ihr. „Und Kalbspörkelt,“ kichert eine Dame, die ausnahmsweise nicht zur Familie gehört, „werden Sie es für möglich halten, daß man es in Wien aus dem Schulterstück kocht?“ Ich glaube ihr.

Aber alles Glück muß ein Ende haben. Nachdem ich vier „lekte“ und zwei „allerlekte“ Tage der geplanten Aufenthaltsdauer zugesprochen, drei Ausflüge zu ungewöhnlich ägeunerischen Biegern und eine Wasserfahrt unternommen, entschloß ich mich, wirklich heimzukehren. Die Familie beriet in längerer Sitzung, was man mir mitgeben könnte, beantragte, Salami unter meine Röcke zu binden und den Hut mit Mohn auszufüllen. Da aber die Salami viel länger waren als meine Beine und mir etwas hinderlich gewesen wären, begnügte man sich schließlich damit, mir einige angechnittene Brote, Kuchen und Torten einzupacken, einiges Mehl in mein Sackenfutter

zu nähren, mich mit zwei Kalbsbraten sowie einem halben Schinken als „Reiseproviant“ zu versehen und mir ein Männchen gekochte Milch mitzugeben.

So ausgerüstet hüpfte ich leichtfüßig in den Wagen. Die Aufregung unter den Mitreisenden war groß. Man erzählte einander Schaudermären von grimmigen Gendarmen, die einer sehr hohen Dame, die ein halbes Kilo Mohn mit sich trug, auf ihre Legitimierung geantwortet hatten: „Das ist Wurscht! Mohn bleibt hier!“ Man berichtet von konfiszierten Seidentrifoks mit Mehleinlagen und von Lederkoffern unschätzbaren Wertes, von Arrest, Protokoll und allem, was eine Reise reizvoll gestaltet.

Dann kommt der Gendarm. Er ist schwarz wie der Teufel, hat einen Schnurbart wie ein wohlgenährter Handbesen und kann noch viel besser mit den Augen rollen als sein österreichischer Kollege. Wir erheben uns achtungsvoll bei seinem Eintritt von unseren Plätzen. Die Verständigung zwischen dem Amtsborgon und mir erfolgt auf einfachste Art. Ich beherrsche zehn Wörter der polnischen Sprache, er ungefähr ebenso viele der slowakischen. Leider sind es nicht dieselben. Also wird mein Besitz bis auf das letzte Häserchen untersucht. Der Gendarm durchwühlt den Koffer, er hebt prüfend die Reisetasche, er späht meiner Milchkanne bis auf den Grund, ob nicht doch noch ein Stückchen Butter zutage tritt, und zieht sich knurrend zurück, um das Gepäck der anderen ebenso gründlich zu untersuchen. „Mir sticht man nichts!“ blitzen seine tintenschwarzen Augen gefährlich über uns hin. In der nächsten Station atmen wir auf und werden schlank. Westen mit Speck werden abaeleat, Mäntel ihres kostbaren Mehlzutters entkleidet und niedliche Gürtel abgeschmalt, die allerhand schätzbare Gut verbergen. Befriedigt befördere ich meinen Reiseproviant in mein Alles Heim.

Wenn mich aber die teilnehmende Familie nach den Verhältnissen im Jenseits fragt, dann schildere ich begeistert die musikalischen Feinheiten der „Freischütz“-Aufführung im Stadttheater und berichte entzückt über die außerordentlichen Talente von Zolans Kindern für die schönen Künste und Wissenschaften. Ich habe an Kultur und an Gewicht zugenommen.  
Klara Rautner.